

Vorwort

Als ich mich für eine Vortragsreise rüstete, fragte mich meine Tochter: „Mutti, was ist deine Hauptaufgabe, wenn du für Gott unterwegs bist?“ Die Antwort fiel mir nicht schwer: „Trösten, trösten und noch einmal trösten.“ Früh war mir in meiner Ehe ein weites Erprobungsfeld dazu gegeben. In einer kinderreichen Familie, wie wir es sind, bleibt es nicht aus, dass schwere Erkrankungen und Unfälle uns bedrohen. Jedenfalls war dies bei uns so. Ein schlimmer Keuchhusten brachte zwei meiner Kleinen an den Rand des Todes. Ich denke dabei an eine Nacht, als Erstickungsanfälle ihnen die Luft zum Atmen nehmen wollten. Da habe ich zu Gott geschrien, und er hat unseren Kindern geholfen.

Drei meiner Söhne sind vom Rad gestürzt, weil sie ein Auto angefahren hatte, und mir wurde die Nachricht überbracht, dass sie im Krankenhaus lägen.

Einmal kam ich vom Unterricht nach Hause und sah unseren Johannes heulend am Fenster stehen: „Mama, ich kann's nicht bezahlen! Ich kann es wirklich nicht bezahlen!“ Was war passiert? Unser Fünfjähriger hatte am Straßenrand gestanden und Hagbutten auf den Asphalt geworfen. Dabei war ihm ein Steinchen zwischen die Finger geraten, das sich in seiner Hosentasche versteckt hatte. Gerade in die-

sem Augenblick fuhr ein fabrikneuer Opel Rekord an ihm vorbei. Das Steinchen machte klick und ließ an der vorderen Autotür einen kleinen schwarzen Fleck zurück. Zornig stieg der Fahrer aus, packte unseren Johannes am Kragen, schüttelte ihn kräftig und schrie ihn an: „Das wirst du mir teuer bezahlen müssen!“ Natürlich war das Kind voller Angst, weinte und schluchzte: „Mama, ich kann es nicht bezahlen, ich kann es wirklich nicht bezahlen!“

Ich nahm den Jungen in meine Arme und versuchte ihn zu beruhigen. So nach und nach erfuhr ich sein Missgeschick. Fest drückte ich meinen kleinen Schatz an mich: „Johannes, du brauchst auch nichts zu bezahlen. Dein Papa bezahlt alles.“ Der kleine Kerl horchte auf, musste noch einmal schluchzen und wurde dann still. Er ruhte in meinen Armen, bis sein Schmerz nachließ. Das war für das Kind die rettende Antwort: „Dein Papa bezahlt alles!“ Gut, dass er solch einen lieben Papa hatte.

Als meine Kinder die Schulbank drückten, verstand ich das Wort einer Kultusministerin sehr wohl, wenn sie sagte: „Sie haben so traurige Augen. Haben Sie auch Kinder im schulpflichtigen Alter?“ In dieser Zeit waren meine Augen oft traurig, und ich musste viel trösten, wenn wieder mal eine Rechenarbeit verkorkst war und im Zeugnis eine Fünf drohte oder wenn sich ein Kind vom Lehrer unverstanden fühlte und Angst davor hatte, das Klassenziel nicht erreichen zu können.

Ein Dienst aber forderte bei mir das Trösten besonders heraus: die Telefonseelsorge. Über 25 Jahre habe ich ehrenamtlich vor allem nachts den Hörer in die Hand genommen. Zu meinem Aufgabengebiet gehörte es, selbstmordgefährdete und depressive Menschen zu betreuen. Hätte ich da nicht um den Trost Christi in seinem Wort gewusst, ich hätte diese Aufgabe bald wieder quittieren müssen. So empfand ich es als ein großes Vorrecht, Verzweifelten Mut vom Evangelium her zuzusprechen.

Die Zahl der Menschen, die Seelsorge suchen, ist beträchtlich. Gerade auf Freizeiten und auf Frühstückstreffen fassen Zuhörer Vertrauen zu mir und laden ihre Sorgen ab. Manchmal bitten sie mich auch, ihre schweren Lebensschicksale niederzuschreiben. So ist auch dieses Buch entstanden. Den Titel habe ich mit Bedacht gewählt. Menschen, die ihr Vertrauen ganz auf Gott setzen, wissen gerade in schweren Stunden: Wir sind für den Himmel geboren. Dort wird Gott einmal alle unsere vergossenen Tränen abwischen. Immer ist Gott größer als unser Leid. In Gefahren weiß er uns zu beschützen und in Todesnot spricht er uns den Trost der Auferstehungshoffnung zu. Wie nahe kommt mir Gott gerade in solch notvollen Situationen. Johannes Frank hat diese Erfahrung wunderbar in einem Liedvers ausgedrückt:

„Weicht, ihr Trauergeister,
denn mein Freudenmeister,
Jesus, tritt herein.
Denen, die Gott lieben,
muss auch ihr Betrübten
lauter Freude sein.
Duld ich schon
hier Spott und Hohn,
dennoch bleibst du auch im Leide,
Jesus, meine Freude.“

Für den Himmel sind wir geboren

Nach einem Vortrag kam eine junge Frau auf mich zu. „Frau Bormuth, von allem, was Sie heute gesagt haben, ist mir Ihr Schlusssatz wichtig geworden. Sie haben laut und ermutigend ausgerufen: ‚Wir sind für den Himmel geboren.‘ Das ist mir zu einem starken Trost geworden. Erst jetzt begreife ich: Die Auferstehung ist die wunderbarste Botschaft gerade in Zeiten des Todes.“

Ich wusste nicht, wer diese Besucherin war, denn am Ausgang drängten sich die Leute um mich herum, wollten mir die Hand reichen und bedankten sich für die ermutigenden Worte meiner Predigt. Später erzählte mir die Leiterin dieser Gemeinde: „Ich habe mich sehr über den Besuch von Frau Herlingsdörfer gefreut. Sie hat vor Kurzem ihren Mann durch eine schwere Krebserkrankung verloren. Die beiden waren erst wenige Jahre verheiratet. Gerade für diese trauernde junge Witwe war es stärkend, als Sie Ihre Rede mit dem Satz schlossen: ‚Wir sind für den Himmel geboren.‘ Möge Gott sie weiter in ihrem Leid trösten.“ Mich bewegten diese Worte, denn ich hatte in meinem Konzept einen ganz anderen Schluss stehen. Gott selbst muss mir diese Botschaft ins Herz und auf die Lippen gegeben haben. Neu wurde es mir wichtig: Ich will vor einem Dienst Gott um seinen Heiligen Geist bitten, dass er der Redende sein möge.

Das Wunder von Copiapo und seine Helden

Die schreckliche Katastrophe beginnt am Nachmittag des 5. August 2010 in der Zeche von Copiapo. Schon früh am Morgen gegen acht Uhr wollen 33 Bergleute in diese Mine einfahren und ihrer täglichen Arbeit nachgehen. Sie fördern Kupfer. In Chile liegen die größten Vorräte der Welt an Kupfer und Gold, aber die Förderanlagen bedürfen dringender Erneuerungen. Bisher ist immer sehr daran gespart worden. Es wurde wenig Geld in die Sicherheit des Bergbaus investiert. Seitdem der Staat an Erz reich wurde, haben schon viele Bergleute ihr Leben lassen müssen.

Das Unglück in der Zeche vom 5. August ist nicht die erste Katastrophe dieser Art. Und doch rechnet keiner der Kumpels damit, dass ihnen heute das herabfallende Gestein den Ausgang verschütten könnte. Victor Segovia steuert 700 Meter tief unter der Erdoberfläche ein monströses Fahrzeug. Jumbo nennt er sein Gefährt. An seinem Ausleger ist ein riesiger Bohrer befestigt. Damit sollen Löcher in die Stollenwände gebohrt werden. Später schrauben die Bergleute Haken hinein, an denen starke Stahlnetze aufgehängt werden. Diese sollen die Arbeiter vor Steinschlag schützen. Das Bergwerk San Jose gilt als die gefähr-

lichste Mine in dieser Gegend. Tief in der Erde befindet sich ein fast unüberschaubares Labyrinth, dessen Felswände sehr porös sind. Die Männer, die hier ihr Brot verdienen, werden auch „Kamikaze“ genannt. Sie wissen um die Gefährdung ihres Lebens, sind aber auch darauf angewiesen, gutes Geld zu verdienen, viel Geld sogar.

Es ist kurz vor 14 Uhr 30. Die Mittagsschicht geht dem Ende zu, und die Belegschaft wartet darauf, dass ein Lkw sie an die Oberfläche befördert. Plötzlich hören sie ein heftiges Knacken im Felsen. Die Erde bebt, und ein unheimliches Grollen versetzt die Männer in Angst und Schrecken. Gewaltige Staubwolken werden aufgewirbelt. Victor Segovia flüchtet sich schnell in seinen Jumbo und fährt vorsichtig an der Steinwand entlang. Die Sicht ist ihm durch den Staub genommen. Er kann sich nur im Schritttempo voranbewegen. Raus will er, nur noch raus. Aber schon nach 100 Metern gibt es kein Vorankommen mehr. Riesige Felsbrocken verbauen ihm den Weg. Der Zufahrtstunnel ist eingestürzt. Segovia verlässt fluchtartig sein Fahrzeug und tastet sich mühsam zum nächsten Schutzraum. Sehen kann er nichts, denn der Staub hat sich zu einer Nebelwand verdichtet. Nun eilen auch die anderen Männer nach und nach herbei. Insgesamt sind 33 Arbeiter von der Außenwelt abgeschnitten. Es ist totenstill. Keiner wagt es, ein Wort über die Lippen zu bringen. Die Jüngeren schweigen, weil sie nicht wissen, welches Unheil ihnen nun droht. Die

Älteren, die die Lage besser einschätzen können, sagen kein Wort, weil sie einander keine Angst machen möchten; denn einige von ihnen waren früher schon einmal verschüttet worden. Aber nie zuvor waren sie in einer solchen Tiefe von 700 Metern eingeschlossen.

In dem Schutzraum lagern Stahlcontainer mit Kleidung, Decken, Trinkwasser, Sauerstoff und Nahrung für mehrere Wochen. Die Männer prüfen die Vorräte, finden aber nur wenig: eine Kiste mit haltbarer Milch und Thunfischdosen, außerdem noch einen Tank. Aber das Wasser schmeckt fahl und ist abgestanden. An der Wand hängt ein verrosteter Kasten. Darin ist die Notapotheke mit Aspirin, einigen Pflasterverbänden und Desinfektionsspray aufbewahrt. Es fehlt aber an Licht, an Betten, und der Raum ist mit 50 Quadratmetern für so viele Bergleute viel zu eng.

Zwei Tage harren die Verschütteten hier aus, ohne dass sie irgendetwas unternehmen. Sie hoffen alle, in ein paar Tagen gerettet zu werden. Aber in dieser Tiefe tut sich nichts, gar nichts. Ab und zu erschreckt sie herabfallendes Gestein. Erst nach zwei Tagen hat sich der Staub gelegt, und die Bergleute beginnen, die Mine zu erkunden. Nur die Zufahrtsrampe, mehrere Kammern und der Schutzraum sind ihnen zugänglich. Sie versuchen irgendwie über die Lüftungsschächte zu entkommen, aber auch dieser Ausweg bleibt ihnen versperrt. Jeder Versuch muss scheitern, weil die Felsbrocken hoch aufgeschichtet im Weg liegen.

Inzwischen aber beginnt oben auf dem Werksgelän-

de eine der größten Rettungsaktionen. Bohrsonden werden in die Tiefe getrieben: neun schmale Röhren. Inzwischen sind auch die Angehörigen der Verschütteten an den Ort der Katastrophe geeilt und schlagen ihre Lager auf dem Firmengelände auf. Da es sich meist um fromme Menschen handelt, bauen sie Altäre auf, stellen ein Kreuz darauf und hängen Spruchbänder, Transparente mit Gedichten und Jesus- und Marienbilder auf. Fotos von ihren Verschütteten stehen auf den Tischen. Sie beten, glauben und hoffen auf die Rettung ihrer Männer, Brüder, Verlobten und sonstigen Angehörigen.

Tief unter der Erde beginnen sich die Bergleute auf ihre neue Situation einzustellen und richten sich ein notdürftiges Refugium ein. Pappkartons werden auseinandergerissen und dienen als Schlafstätte. Werkzeugkisten werden zu Bettgestellen umgebaut. Die Filter aus den Luftschächten dienen ihnen als Kopfkissen. Einer unter ihnen, Mario Sepulveda, wird zum Sprecher der Kumpels berufen. Dieser neue Leiter war früher Boss in der Gewerkschaft in Santiago. Er trifft klare Anordnungen, und die Männer gehorchen ihm. Keiner widersetzt sich ihm, und sie sind alle froh, dass er die Initiative ergreift. Die anderen fühlen sich in dieser bedrängenden Lage total überfordert. Einigen Männern laufen Tränen über ihre verstaubten Gesichter und sie sind verzweifelt.

Im Bergwerk nehmen die Erschütterungen kein Ende. Der Fels will sich einfach nicht beruhigen. Zu-

nächst stellt ihr Boss eine Liste mit den Namen aller Eingeschlossenen zusammen. Bei jeder Essensausgabe werden alle Kumpel aufgerufen, um sicher zu gehen, dass keiner im Stollen verschollen ist. Die Fischdosen und auch die Milch werden rationiert. Ein Teelöffel Thunfisch und ein halbes Glas Milch am Mittag und am Abend bilden ihre tägliche Ration, manchmal gibt es noch einen Keks dazu; denn noch wissen sie nicht, wie lange sie auf die Rettung warten müssen. Erst nach vier Tagen hören sie das Geräusch eines Bohrers. Wird er den richtigen Stollen treffen? Dies käme einem Wunder gleich. Mit wuchtigen Schlägen vom Radlager aus versuchen sie, sich bemerkbar zu machen. Aber es gelingt ihnen nicht, Kontakt zur Außenwelt herzustellen.

Feste Rituale sollen helfen, dass die Männer den Mut nicht verlieren. Sie treffen sich am Morgen immer alle zur Andacht und auch beim Mittagessen sind sie beisammen, wenn auch die Ration sehr knapp bemessen ist. Mit einem Gebet beginnen sie die karge Mahlzeit. Einige der Arbeiter sind durch das abgestandene Wasser an Durchfall erkrankt. Andere leiden an einem juckenden Ausschlag oder unter heftigen Zahnschmerzen. Es ist heiß im Stollen. Bis auf 35 Grad und darüber steigt das Thermometer. Viele können auch nur schlecht schlafen. Kaum sind sie etwas eingickt, dann werden sie von Albträumen wieder aufgeschreckt. Zwei Stunden Schlaf am Stück wird nur wenigen zuteil. Wenn sie aufwachen

und über sich die Felswand sehen, erleben sie einen Schock.

Die Männer suchen in ihrem Elend die Nähe zu Gott. Oft knien sie im Schutzraum zum Gebet nieder und stärken sich durch Worte der Bibel, die sie aus den Gottesdiensten kennen. Immer schweigsamer werden die Eingeschlossenen. Oft liegen sie ganz apathisch auf den Pappkartons. Ab und zu nippen sie an einem Becher schmutzigen Wassers, wohl wissend, dass dies gefährlich sein kann. Aber der Durst ist unerträglich. Einige rechnen mit dem baldigen Tod. Auch ihr Boss ist oft niedergeschlagen. Manchmal möchte er am liebsten sterben. Er wünscht sich nur, dass er ohne arge Schmerzen bei Christus in die Herrlichkeit aufgenommen wird.

Doch am 22. August, 17 Tage nach dem schrecklichen Unglück, geschieht das Unfassbare. Gegen fünf Uhr in der Frühe durchbricht die Bohrsonde der Rettungsmannschaft mit einem dumpfen Schlag das Gestein nur wenige Meter von ihnen entfernt. Plötzlich sind alle hellwach und springen wie elektrisiert auf. Einer greift nach einem Schraubenschlüssel und hämmert mit aller Wucht gegen die Sonde. Ein anderer pinselt mit roter Farbe darauf: „Es geht uns gut im Refugium. Die 33.“ Einige Männer heften Zettel mit Grußbotschaften für ihre Lieben daran. Stunden später wird die Bohrsonde wieder hochgezogen die spektakulärste Rettungsaktion, die es je in der Geschichte des Bergbaus gegeben hat, beginnt.

Präsident Pinera fliegt sofort zur Mine und informiert die Presse weltweit. Die erste Bohrsonde ist gerade mal 8 cm breit. Frisches Trinkwasser und Glukose werden von den Ärzten in den Schacht hinuntergeschickt, um die geschädigten Mägen der Eingeschlossenen langsam wieder an Nahrungsmittel zu gewöhnen. Später folgen Früchte und Käsebrötchen. Auch eine kleine Videokamera wird hinunter gelassen. Sepulveda ist der Sprecher, der diese Rettungsaktion begleitet und die ersten Nachrichten nach oben schickt. Die Bilder, die die Angehörigen nun in ihrem Lager betrachten können, zeigen 33 abgemagerte und mit Staub bedeckte Bergleute. Ihre Wangen sind tief eingefallen und sehr bleich. Da sie sich unten nicht rasieren können, tragen sie alle Bärte. Und doch werden diese ausgezehrten Kumpels zum Symbol der Hoffnung, und ihre Bilder gehen um die Welt. Nicht nur Chile betet und handelt, damit die Verschütteten wieder aus ihrem Schacht befreit werden.

Aber die Rettung ist nicht so schnell möglich. Sie wird einige Wochen dauern. Das wissen auch die Angehörigen, die auf dem Minengelände kampieren. Zelte werden dort aufgebaut, und Campingwagen reisen an. Die chilenische Flagge flattert im Wind. Auf den Altären mahnen Fotos von den Kumpels im Bergwerk die Vorübergehenden zum Gebet. Viele Kerzen und Jesusbilder ermutigen zur stillen Andacht. Wer in der ganzen Welt beten kann, der faltet die Hände, damit die Rettung der 33 gelingen möge. In den Städten

ringsum spenden Supermärkte und Budenbesitzer Lebensmittel, damit die Angehörigen im Camp kostenlos mit warmen Mahlzeiten versorgt werden können. Freiwillige Helfer eilen herbei und kochen riesengroße Töpfe mit Suppe und andere Köstlichkeiten. Auf dem Camp werden provisorisch eine Kirche und eine Schule errichtet, denn keiner will das Lager verlassen, bevor nicht die Minenarbeiter das Tageslicht erblickt haben. Radio, Internet und Fernsehen stehen für die Menschen bereit. Sogar ein in Einzelteile zerlegter Fernseher wird in die Tiefe gelassen, und ein geschickter Bergmann baut die einzelnen Teile unten wieder zusammen, damit die Verschütteten tief unter der Erde das Fußballspiel Chile gegen die Ukraine verfolgen können. Leider verlieren die Chilenen das Spiel. Einen Sieg hätte ihnen sicher in dieser vertrackten Situation jeder gewünscht.

In den kahlen Bergen der Atacama Wüste bieten die Rettungsarbeiten ein seltsames Bild. Nach der ersten Versorgungsröhre werden noch zwei neue installiert, und nur wenige Tage danach beginnen die Maschinen, Schächte in den Berg zu bohren, die erweitert werden. Durch eine dieser Röhren sollen die Kumpels hochgeholt werden. Jeder muss nun vorsichtig darauf achten, dass er nicht zu dick wird. Nur 90 cm Bauchumfang sind erlaubt, damit sie in die Rettungsbombe passen.

Die Bilder, die nun von den Männern nach oben gelangen, gehen um die ganze Welt. Über tausend Jour-

nalisten bevölkern das Camp. Einmal täglich werden auf der Pressekonferenz Nachrichten weitergegeben, wie es den Eingeschlossenen geht. Eine junge Mutter bringt in diesen Tagen ein Kind durch Kaiserschnitt zur Welt, und der Vater in seinem Gefängnis tief unter der Erde ist glücklich über den Familienzuwachs. Der Säugling ist 2500 g schwer und 48 cm groß. Das Mädchen erhält den Namen Esperanca. Dieser Name bedeutet Hoffnung. Übrigens trägt auch die Zeltstadt diese Bezeichnung. Oben herrscht ein Rummel wie auf einem Jahrmarkt. Aber die Bergleute wollen davon nicht so viel hören. Sie sind still, ausgemergelt und warten nur auf ihre Rettung.

Der Bergmann Victor Segovia schreibt folgenden Brief an seine Frau: „Liebe Sole, danke, dass du für mich gebetet hast. Dich werde ich nicht belügen. Den Kindern konnte ich die Gefährlichkeit des Unglücks nicht so in vollem Umfang mitteilen. Der Berg ist noch immer bedrohlich. Es ist hier unten nur wenig von der Mine übrig geblieben, wo wir uns verbergen könnten, wenn etwas passiert. Hoffentlich holen sie uns bald heraus. Wir schlafen im Schlamm, alles ist nass, wir tragen keine T-Shirts, sondern sind nur mit Hosen und Stiefeln bekleidet. Ich kann nicht begreifen, warum mich die Dunkelheit und die Einsamkeit nicht verrückt machen.“

Der Mann, der diesen Brief schreibt, ist in seinem Wesen nach dem Bergwerksunglück stark verändert. Als seine Frau diese Zeilen einem Psychologen zeigt,

vermutet dieser eine schwere Depression. Er macht ihr aber zugleich auch Hoffnung, dass die Schwermut behandelbar ist. Nur müsse sie viel Geduld zeigen; denn die Bewältigung der traumatischen Erfahrungen, die die Männer im Dunkel erlebten, würde eine längere Zeit beanspruchen. In einem anderen Brief schreibt der Mann: „Ein Teil meiner Psyche ist zerstört, mein Kopf ist voller Angst. Die Alpträume wollen mich nicht in Ruhe lassen. Ich weiß, dass mich draußen schwere Monate erwarten. Aber ich werde das Inferno vergessen, obwohl dies fast unmöglich ist. Aber ich würde mich besser fühlen, wenn du mir auch schreiben könntest, Worte der Unterstützung, die mir helfen, ein neues Leben zu führen.“

In den Gesprächen, die sie miteinander führen, keimt Hoffnung auf. Ja, sie schmieden sogar Pläne, dass sie Urlaub am Meer machen möchten, am liebsten ohne die Kinder, damit ihre Ehe wieder an Stabilität gewinnt.

In der Zwischenzeit wird gerechnet, geprüft und gebaut, um eine Rettungskapsel herzustellen, mit der die verschütteten Bergleute ans Tageslicht befördert werden können. Anfang Oktober wird die erste Rettungsbombe auf das Betriebsgelände gebracht. Über zwei Monate sind die Kumpels nun schon tief in der Erde gefangen. Jeder soll nun neu eingekleidet werden, und Kompressionsstrümpfe sollen verhindern, dass sich das Blut auf der siebenhundert Meter langen Fahrt nach oben verklumpt. Außerdem erhalten

sie Aspirin zur Blutverdünnung. Drei Bohrmaschinen sind Tag und Nacht im Einsatz. Tief graben sie sich in die Erde ein. Am 3. Oktober ist eine Maschine nur noch 200 Meter von den Verschütteten entfernt, und eine Rettungsmannschaft plant den Ausstieg aus der Mine. Am 9. Oktober erreicht der Bohrkopf die Eingeschlossenen. Nun dauert es nur noch wenige Tage, bis alle Vorbereitungen zur Rettung abgeschlossen sind.

Live wird die dramatische Rettungsaktion über das Fernsehen ausgestrahlt, und buchstäblich die ganze Welt kann ihren Ablauf auf dem Bildschirm verfolgen. Am 13. Oktober um 24 Uhr 12 wird nach 69 Tagen unter der Erde Florencio Avalos als erster Kumpel nach oben gebracht. Verhaltener Jubel kommt auf, denn noch sind die anderen 32 unter der Erde gefangen. Ein Bangen und Beten begleitet die Rettungsmannschaft. Eindrucksvoll ist diese Aktion.

Unter den chilenischen Bergleuten ist auch ein Bolivianer. Als er aus der Kapsel steigt, wirft er sich auf seine Knie, bekreuzigt sich und spricht ein Gebet. Seine beiden Hände erhebt er in die Höhe und ruft laut seinem Schöpfer Dank zu. Jimmy Sanchez Lagues ist mit 19 Jahren der Jüngste der 33 Verunglückten. Am Mittwoch kommt er als Fünfter von ihnen wieder ans Tageslicht. Während der mehr als zwei Monate in der Gefangenschaft hat er eine innere Umkehr erlebt. Nachdem er den Rettungskorb verlassen konnte, sagt er: „Gott hat wohl gewollt, dass ich noch am Leben

bleibe. Vielleicht soll ich mich ändern. Das will ich auch tun. Ich habe viel nachgedacht und danke Gott auch, dass er mir eine Tochter geschenkt hat.“ Bei seiner Rettung hält er die blaue Fahne seines Lieblingsfußballvereins in der Hand.

Mario Gomez Heregia ist mit seinen 63 Jahren der Älteste der Bergleute. Er schickte als Erster die Nachricht nach oben, dass die 33 noch leben. Bei seinem Ausstieg hält er die chilenische Flagge in den Händen. Als er wieder an das Tageslicht befördert wird, fällt er auf seine Knie und dankt Gott für dieses Wunder. Danach erst schließt er seine Frau in die Arme.

Nur knapp 23 Stunden dauert die Rettung. Als der Letzte aus der Kapsel steigt, brandet lauter Jubel auf. Es wird aber auch allen sofort deutlich: Hier hat Gott ein einmaliges Wunder vollbracht. Schon mit der ersten Bohrung war man nahe der Verschütteten gelandet, obwohl man oben nie genau wusste, wo sie sich eigentlich befanden. Einer der geretteten Bergmänner ruft ins Mikrofon: „Ich habe dort unten in der Tiefe mit dem Teufel gekämpft. Aber Gott war der Stärkere und hat gesiegt.“ Ein kräftigeres Glaubenszeugnis kann angesichts der Katastrophe nicht gesagt werden.

Die Kumpels werden mit Sonnenbrillen gegen das grelle Licht versorgt und sofort mit einem Hubschrauber ins nächste Krankenhaus geflogen. Dort werden sie von den Ärzten bestens betreut. Der Gesundheitszustand ist bei den meisten erstaunlich gut. Nur zwei werden wohl etwas länger in der Klinik blei-

ben müssen. Auf dem Gelände des Bergwerks wird nach der Entlassung der Geretteten aus dem Krankenhaus dann ein gewaltiger Gottesdienst gefeiert. Viele kommen, um dem Schöpfer Dank abzustatten. In der schlimmsten Not hat er sich als wunderbarer Helfer erwiesen.

Auch ich, die ich diese Rettungsaktion bis in die Nächte hinein am Fernseher verfolgt habe, spreche bewegten Herzens die Worte aus Psalm 126,1-3: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.

Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Da wird man sagen unter den Völkern: Der Herr hat Großes an ihnen getan! Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.“

Das gerettete Baby

Heute wurden Bilder im Fernsehen ausgestrahlt, die wohl alle Zuschauer in Staunen versetzten. Eine Mutter war mit ihrem Neugeborenen auf dem Weg zum Einkaufszentrum. Kurz vor dem Parkplatz bog ein großer Lastwagen plötzlich links ab. Die Mutter mit dem Kinderwagen hatte er nicht gesehen. Sie müssen wohl im toten Winkel gewesen sein. So fuhr er direkt über den Buggy und drückte ihn total zusammen. Laut schrie die Mutter auf, und auch der Fahrer schlug seine Hände vor sein Gesicht. Er sprang er aus dem Wagen und eilte auf die Mutter zu. „Nein, das habe ich nicht gewollt, ich habe das Baby nicht gesehen.“ Der junge Mann war verzweifelt, ja er hatte einen Schock erlitten.

Wer diese Bilder sah, hätte später nicht glauben können, dass die Mutter ihren Säugling heil aus dem total zerstörten Kinderwagen zog. Nicht eine Schramme war an dem Baby zu sehen. Beiden, dem Lastwagenfahrer und der Mutter, fielen Zentnerlasten von der Seele. Sie atmeten tief durch. Schnell telefonierte die Mutter mit ihrem Mann und er eilte sofort vom Büro zum Supermarkt. Als er den zerknautschten Buggy sah und sein Baby heil in den Armen seiner Frau, hob er beide Hände hoch. Laut rief er aus, sodass es die herbeigeeilten Menschen auch hören konnten: „Dem Himmel sei Dank! Ja, dem Himmel sei Dank!“ Auch

die Reporter, die zur Unglücksstelle gekommen waren und den vom Laster völlig zerstörten Kinderwagen sahen, atmeten erleichtert auf: „Dieses Baby muss ein ganzes Heer von Schutzengeln gehabt haben!“

Ein Wunder war vor unseren Augen geschehen, und wer beten konnte, dankte dem Herrn, der schützend seine Hände über diesem Kleinkind gehalten hatte. Mir ist dieses Geschehen unbegreiflich. Aber Wunder sind immer unbegreiflich. Sie bleiben ein Geheimnis, machen uns aber die Größe unseres Gottes bewusst.

Ich selbst habe auch bei unseren Kindern so manches Wunder erlebt. Von einem will ich erzählen. In unserem Flur stand immer ein Sportschuh in den Ecken herum. Das störte mich und ich sagte zu meinem Sohn: „Such doch den andern Schuh und dann stell das Paar in den Schuhschrank. Mach das jetzt gleich!“

„Aber Mama, weißt du denn nicht, dass es den zweiten Schuh gar nicht mehr gibt? Während meines Urlaubs in Kanada unternahm ich mit meinen Freunden eine Bootsfahrt. Ein Unwetter kam auf. Die Wellen schlugen höher und höher. Wie eine Nusschale wurde unser Boot hin und her geworfen. Angst überfiel uns, denn solch einen Sturm hatten wir noch nie erlebt. Plötzlich wurde unser Boot von einer hohen Woge gepackt und wir alle stürzten ins Wasser. Wir hätten ertrinken können und kämpften um unser Leben. Dabei habe ich einen Schuh im See verloren. Den zweiten aber will ich mir aufheben zum Zeichen, dass wir alle sicher an Land schwimmen konnten.“

Ich wüsste nicht, wie ich meine Kinder angstfrei loslassen könnte, wenn ich nicht um diesen bewahrenden Schutz Gottes wüsste. Mir bleibt das tägliche Gebet, z. B. für Matthias und seine Familie in Amerika, für Daniel auf der Missionsstation in Thailand, für Mareike im Sozialen Jahr in Brasilien, für Mirjam, die in Australien für einige Monate die Schule besucht, und für Johannes, der augenblicklich zu einem Dienst für die Studentenmission nach England gereist ist. Aber auch für die Kleinen, die im Land bleiben, erbitte ich Gottes Schutz. Einmal rief die Schwiegertochter an: „Mutter, kannst du schnell mal kommen? Ich muss mit dem Baby in die Klinik fahren. Nils hat zu Hause Frisör gespielt und seinem kleinen Schwesterchen die Haare schneiden wollen. Dabei hat er das Ohrläppchen erwischt. Es blutet sehr stark.“

In meiner Bibel habe ich das Wort aus Psalm 91 dick unterstrichen: „Gott hat seinen Engeln über dir befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Darin liegen Hilfe und Trost. Ich weiß meine fünf Kinder, Schwiegerkinder und 15 Enkel in Gottes guter Fürsorge aufgehoben und bewahrt. Natürlich ist dies kein Freibrief, und ich weiß auch um manchen Sturz oder Unfall. Aber doch bin ich froh, dass ich nicht ständig in Angst leben muss. Mein Herr wird alles wohl machen, denn „sein Rat ist wunderbar, und er führt alles herrlich hinaus.“

Wenn der Regen fällt

Wer aus der Landwirtschaft kommt, der weiß, wie sehr ein Bauer vom Wetter abhängig ist. Als ich ein junges Mädchen war, hatte mein Vater zehn Morgen Land gepachtet, um unseren Lebensunterhalt zu sichern; denn wir hatten außer unseren sechs Pferden alles auf der Flucht verloren: Äcker, Vieh und Hof. Wenn im Mai oder Juni der Regen ausblieb, dann wuchs die Anspannung bei den Landwirten. Auch mir war klar: Unser Korn würde auf dem Halm vertrocknen, wenn jetzt nicht der Regen einsetzte.

Mein größter Wunsch, einmal Bäuerin zu werden, ist mir nie erfüllt worden. Kein Hoferbe hat einen Blick auf mich armseliges Flüchtlingsmädchen geworfen. Als ich dann einen Theologen kennenlernte, platzte dieser Traum wie eine Seifenblase. Acker, Hof und Vieh habe ich nie bekommen. Aber an meiner Seite steht ein wunderbarer Ehepartner, mit dem ich schon 54 Jahre verheiratet bin. Gott hat mich viel reicher gemacht, als ich es mir hätte ausdenken können, und seit vielen Jahren bestellen wir gemeinsam Gottes Acker in seinem Reich. Außerdem hat Gott mich immer mit einem Garten beschenkt. Wenn mir die Sonne auf den Rücken schien, ich die Erde durch die Hände gleiten ließ und mir der Same durch die Finger rann, dann war ich glücklich. Oft waren die Erdbee-

ren herrlich groß und süß, und wir wurden mit Kartoffeln, Bohnen und Erbsen in so reichem Maße beschenkt, dass ich meine Familie gut versorgen konnte. Ja, ich konnte sogar manches Körbchen mit frischem Gemüse aus dem eigenen Garten an meine Freunde und Nachbarn verschenken. Und doch ist mir immer diese Sorge geblieben: Wird der Himmel sich wohl zur rechten Zeit öffnen und den nötigen Regen schicken? Wenn im Vorgarten der Rasen braun vor Trockenheit wurde und die Gemüseblätter auf den Beeten welkten, war ich oft sehr bekümmert. Blicke der Regen aus, dann wäre meine ganze Frühjahrsbestellung umsonst gewesen. Ich müsste qualvolle Tage durchstehen, wenn ich nicht um das Gebet wüsste: „Herr, führe Wolken herzu und lass Regen herabfließen in Fülle.“ Wurde dann mein Gebet erhört und die ersten Regentropfen plätscherten auf das Dach, klangen sie mir wie ein Lobpreis in meinen Ohren. Ich weiß, ich habe einen Gott, der den Himmel aufreißt und das Nass von oben auf die dürre Erde fallen lässt. Diese Erfahrung habe ich schon mehrfach im Leben machen dürfen. Nie muss ich zweifeln und denken, Gott habe mich vergessen. Seine Verheißung aus Joel 2,21-26 wird mir unsagbar kostbar:

„Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost; denn der Herr kann auch Gewaltiges tun.

Fürchtet euch nicht, ihr Tiere auf dem Felde, denn die Auen in der Steppe sollen grünen und die Bäume

ihre Früchte bringen, und die Feigen und Weinstöcke sollen reichlich tragen.

Und ihr, Kinder Zions, freut euch und seid fröhlich im Herrn, eurem Gott, der euch gnädigen Regen gibt und auf euch herabsendet Frühregen und Spätregen wie zuvor, dass die Tennen voll Korn werden und die Keltern Überfluss an Wein und Öl haben sollen.

Und ich will euch die Jahre erstatten, deren Ertrag die Heuschrecken, Käfer, Geschmeiß und Raupen gefressen haben, mein großes Heer, das ich unter euch schickte.

Ihr sollt genug zu essen haben und den Namen des Herrn, eures Gottes, preisen, der Wunder unter euch getan hat, und mein Volk soll nicht mehr zuschanden werden.“

Wer seine Hand an den Pflug legt ...

Dieses Wort aus dem Lukasevangelium Kapitel 9,62 habe ich heute Morgen in meiner „Stillen Zeit“ gelesen. Es hat mich im Innersten bewegt, und mir standen Menschen vor Augen, die in der Versuchung waren, die Hand vom Pflug abzutun und zurückzuschauen. An dieser Stelle muss ich mich selbst fragen: Wo war ich in Gefahr, zurückzublicken, anstatt das Ziel im Reich Gottes im Auge zu behalten?

Es war an einem Silvesterabend. Ich hatte Dienst in der Telefonseelsorge. Das Klingelzeichen ließ mich mitten in der Nacht aufschrecken. Eine junge Frau war am Apparat und fragte mit flüsternder Stimme: „Kann ich mit Ihnen reden? Dies ist meine letzte Nacht. Ich will mich mit jemandem unterhalten, bis der Tod mich von der Erde nimmt. Ich habe eine hohe Dosis Tabletten geschluckt und warte nun, dass sie wirken. Ich kann mein Leben nicht mehr länger ertragen. Vieles ist schiefgelaufen. Es hat alles keinen Zweck mehr. Meine kleine Anja habe ich übers Wochenende zu meiner Mutter gebracht. Dort ist sie gut aufgehoben, auch wenn ich nicht mehr für sie da bin.“

Es entwickelte sich ein längeres Gespräch und ich machte der Anruferin deutlich: „Das ist keine Lösung für Ihre Konflikte, wenn Sie sich heimlich aus dem Le-

ben davonstehlen. Es gibt sicher noch Möglichkeiten, dass Sie aus Ihrer Verzweiflung wieder herausfinden. Leben sollen Sie, und nicht sterben. Sagen Sie mir, wo Sie wohnen. Ich komme zu Ihnen, und dann können wir besser miteinander reden. Ihre Stimme wird ja immer leiser, und ich kann Sie fast nicht mehr verstehen.“

„Nein, nein, meine Adresse gebe ich nicht preis. Sie schicken mir dann nur die Polizei auf den Hals, und die kann ich in meiner Situation am wenigsten gebrauchen. Ich will mich ja nur mit Ihnen so lange unterhalten, bis der Todesschlaf mich aus dieser Welt holt.“

Ich betete im Stillen und rief Gott an, dass er doch diese junge Mutter retten möchte. Ihr gegenüber erwähnte ich auch immer wieder Anja. „Sie werden noch gebraucht. Anja wartet auf Sie. Sie dürfen Ihr Kind nicht allein zurücklassen. Nennen Sie mir doch Ihre Anschrift. Ich komme zu Ihnen und will Ihnen helfen. Ich komme auch ganz allein, das verspreche ich Ihnen. Ich will bei Ihnen sein und Ihnen helfend zur Seite stehen. Bitte, sagen Sie mir, wo Sie wohnen. Ich flehe Sie an.“

Erst nach längerem Schweigen vernahm ich: „Na, dann kommen Sie in die Marienberger Straße 9. Mein Name ist Marina Möller. Die unterste Klingel gehört zu meiner Wohnung.“

Nun musste ich schnell handeln. Ich ließ mich im Büro von einem anderen Mitarbeiter ablösen und fuhr zu der angegebenen Adresse. Vorher alarmierte ich noch Polizei, Schlüsseldienst und Krankenwagen

und bat sie, dorthin zu fahren. Ich fand das Haus und las auf dem Schild den Namen der Verzweifelten. Aber auf mein Klingeln hin rührte sich nichts. Das hatte ich fast schon geahnt. Weil Gefahr im Verzug war, ordnete die Polizei an, die Tür zu öffnen. Ich bat die beiden Männer in Uniform, dass ich doch zuerst allein die Wohnung betreten dürfe. Dies hatte ich Marina ja versprochen. Es war eine große Wohnung, in der zuvor noch eine Silvesterparty stattgefunden haben musste. Auf dem Esstisch standen noch die Sektgläser und Appetithäppchen. Ich ging von Zimmer zu Zimmer, aber ich konnte Marina nirgends entdecken. Hatte sie mir etwa einen falschen Namen und Adresse genannt, um mich einfach loszuwerden? Wo steckte sie bloß? Plötzlich hörte ich ein knurrendes Geräusch. Ganz zusammengekauert lag die junge Frau auf der Couch im Wohnzimmer. Mit einer bunten Wolldecke war sie zugedeckt. Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und sprach sie an. Aber ich erhielt keine Antwort. Nun rief ich die Polizisten und Sanitäter und Marina wurde auf schnellstem Weg in die Klinik gebracht. Die Sirenen des Krankenwagens höre ich heute noch in meinen Ohren. Die leeren Pillenschachteln und Röhrchen, die auf dem Teppich lagen, steckte ich noch schnell dem Rettungsdienst zu. Ich wusste, für den behandelnden Arzt im Klinikum konnte es hilfreich sein, wenn er wusste, welche Medikamente die Lebensmüde geschluckt hatte. Inzwischen hatte ich Marinas Mutter informiert und sie kam auch so-

gleich. Die Zweijährige hielt sie auf dem Arm. Sie war entsetzt, als ich ihr von ihrer Tochter berichtete.

„Das musste ja so kommen. Warum tut mir Marina das an? Ich könnte heulen, wenn ich das Elend sehe. Was wird nun mit Anja?“

Ich versuchte, der Mutter Mut zuzusprechen: „Nun ist Ihre Tochter in guten Händen. Die Ärzte werden alles tun, um sie zu retten. Darauf wollen wir vertrauen. Ich werde für Sie beten.“ Fest drückte ich der Mutter die Hand, die fassungslos in der Wohnung stand.

Draußen tagte es schon, als ich nach Hause kam. Nun hätte ich mich hinlegen und schlafen können. Aber daran war nicht zu denken. Ich war innerlich sehr aufgewühlt. Diese Nacht hatte mich stark gefordert. Am Nachmittag rief ich den Arzt im Krankenhaus an. Er hatte gute Nachrichten für mich. Marina war der Magen ausgepumpt worden und sie konnte gerettet werden. Sie würde aber noch einige Tage auf der Station zubringen müssen. Ich war erleichtert.

Zwei Tage später wollte ich Marina besuchen. Mit einem Blumenstrauß und einem Neuen Testament in der Hand stand ich vor der großen weißen Tür. Ich fragte einen Krankenpfleger, ob ich zur Patientin dürfe. Kaum hatte er die Tür zum Patientenzimmer geöffnet und meinen Namen genannt, da hörte ich, wie Marina ärgerlich schrie:

„Diese Type kann mir gestohlen bleiben. Ich habe ihr vertraut, und sie hat mich an die Bullen verraten. Scheißchristen sind das!“

Ich drehte mich auf dem Flur um und verließ recht niedergeschlagen die Klinik. Die Blumen stellte ich mir in mein Arbeitszimmer, aber freuen konnte ich mich nicht an ihnen. Mir blieb nur das Gebet für Marina und Anja. Mehrmals versuchte ich in den folgenden Wochen, Marina anzurufen. Aber jedes Mal legte sie den Hörer auf, wenn ich meinen Namen nannte. Nur einmal kam ein Gespräch zustande.

„Frau Bormuth, es tut mir leid, dass ich so garstig zu Ihnen war. Können Sie mir verzeihen?“ Wie wohl taten mir diese Worte. Ich lud Marina noch zum Gottesdienst am Sonntag ein. Der Fernsehjournalist Peter Hahne würde die Predigt halten. „Ja, ich werde kommen. Aber ich will nicht abgeholt werden.“ Das waren die letzten Worte, die mich von Marina erreichten. Vier Tage später schlug ich die Tageszeitung auf. Mein Blick fiel auf die Todesanzeigen. Ich konnte es nicht fassen, was ich da las: „Meine liebe Mami ist von mir gegangen. Anja.“

Ich war wie erstarrt. Erst nach ein paar Minuten begriff ich, was da geschehen war. Träne um Träne lief mir über die Wangen. An diesem Tag war ich zu keiner Arbeit fähig.

Bei meinem nächsten Einsatz in der Telefonseelsorge war ich recht zerknirscht. Ich übernahm die Schicht von unserem Pfarrer. Er sah mein Gesicht und fragte: „Wie geht es Ihnen?“

„Nicht so gut, Herr Pfarrer. Der Selbstmord von Marina Möller macht mir sehr zu schaffen. Sie war

erst 29 Jahre alt. Ich überlege, ob ich noch weiter den Dienst in der Telefonseelsorge tun kann. Ich hätte mich mehr um Marina kümmern müssen.“

„Frau Bormuth, stecken Sie nicht auf. Wir sind nicht Herren über das Leben der Menschen. Manchmal ist ihre Todessehnsucht so stark, dass wir sie nicht vom Suizid abhalten können. Gott allein wird das letzte Wort über sie sprechen, und es wird immer ein barmherziges Wort sein. Bleiben Sie uns im Dienst der Telefonseelsorge erhalten. Wir brauchen Sie.“

Lange bewegte ich diese Worte in meinem Inneren. Ich war drauf und dran, meine Hand vom Pflug abzutun und zurückzuschauen. Aber die Worte des Pfarrers gaben mir neuen Mut.

Im Laufe der 25 Jahre bin ich mehrmals in solch kritische Situationen geraten. Ich konnte nicht allen Menschen helfen, die ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Aber ich weiß auch um etwa dreißig Fälle, in denen die Selbstmordgefährdeten gerettet werden konnten. Besonders dankbar bin ich für die Hilfe der Polizei und des Rettungsdienstes. Mein längstes Gespräch, das ich in einer Nacht mit einer jungen Frau – sie war Alkoholikerin – führte, dauerte über sieben Stunden. Erst danach konnte ich aus ihren Wortfetzen die Adresse in der Nähe von Nürnberg ermitteln. Wie erleichtert war ich, als gegen Morgen ein Polizist die Tür zu dieser Frau gewaltsam öffnete und sich dann bei mir meldete. Froh konnte ich dann den Hörer auflegen.